“Ich wollte das Schreckliche und das Schöne zeigen”

Der Fotograf Oliviero Toscani hat für Benetton die provokanteste und erfolgreichste Fotokampagne in der Geschichte der Werbung lanciert. Mit seiner Arbeit ist er im Reinen. Mit Krankheit und Alter hadert er.

Von Sven Behrisch, das Magazin, 12.10.2024

Wenn man hierzulande irgendeinen Menschen jenseits der vierzig fragt, welche Plakatwerbung ihr oder ihm am stärksten in Erinnerung geblieben ist, dann ist die Antwort mit ziemlicher Sicherheit: United Colors of Benetton. Die Idee der Kampagne war radikal: Gezeigt wurden keine Produkte, sondern alles, was krass, kontrastreich und aktuell ist. Politik statt Pullover, Schock statt Rock. Der Kopf und der Fotograf dahinter ist der Italiener Oliviero Toscani, inzwischen zweiundachtzig Jahre alt. Er war seit den Siebzigerjahren einer der international bekanntesten Modefotografen, hat als Erster Naomi Campbell und Claudia Schiffer porträtiert und über 150 Cover für die grossen Magazine wie «Vogue» oder «Elle» geschossen. Dann lernte er Luciano Benetton kennen.

Mit Rückendeckung des Firmenpatriarchen konfrontierte er eine fassungslose und faszinierte Weltöffentlichkeit mit Bildern einer schwarzen Frau, die einen weissen Säugling stillt, mit einem Priester, der eine Nonne küsst, mit Vögeln, die in einer Ölpest verenden, mit überfüllten Flüchtlingsbooten oder dem zur Ikone gewordenen Foto eines sterbenden Aidskranken.

Das Verkaufsargument, sagt er im Interview, habe ihn dabei am allerwenigsten interessiert. Es scheint ihm sogar unangenehm zu sein. Toscani kommt im Rollstuhl, seine Hände zittern, fotografieren kann er nicht mehr.

Diesen August haben Sie öffentlich gemacht, dass Sie an einer unheilbaren Krankheit leiden, einer Amyloidose. Wie schlimm ist es?

Es ist schrecklich. Ich war mein Leben lang in Bewegung, jetzt kann ich mich kaum noch rühren. Die Krankheit geht auf die Gelenke, auf die Organe, und es wird jeden Tag schlimmer. Eines Morgens vor gut einem Jahr bin ich aufgewacht, und nichts ging mehr. Mit einem Schlag, bamm!, habe ich gemerkt, dass ich achtzig bin und nicht mehr vierzig. Ich bin Teil einer Generation, die forever young war. Die nicht damit gerechnet hat, senil zu werden. Ich dachte früher, es sei besser zu sterben, als so zu vegetieren, wie ich es tue. Ich war auf das Alter und was damit einhergeht, überhaupt nicht vorbereitet.

Haben Sie, seitdem Sie mit Ihrer Diagnose konfrontiert sind, Ihren Frieden mit der Situation machen können?

Nein. Es ist brutal, wie einem die Grenzen aufgezeigt werden. Ich habe immer gearbeitet, und die Zukunft war immer fantastisch, weil es immer etwas zu tun gab. Jetzt gibt es keine Zukunft mehr. Ich brauche einen Traum, eine Vision. So wie es damals war, als ich Luciano Benetton sagte: Machen wir die schönste Kampagne, die die Welt je gesehen hat. Und dann haben wir das auch gemacht. Dafür habe ich gearbeitet und gelebt. Wenn ich das nicht mehr habe, hat alles keinen Sinn mehr. Immerhin, meine Hilflosigkeit bringt mich zum Lachen, das ist jedenfalls besser, als von früh bis spät zu heulen.

Wird Ihnen die Familie jetzt wichtiger? Vielleicht wichtiger als die Arbeit, als Ihr Werk?

Ach, ich habe da nie einen Unterschied gemacht. Alles Leben war eine Art, die Gegenwart zu verarbeiten. Das Nachdenken, das Fotografieren, das Reisen, die Liebe – alles ist ein Produkt meiner Neugier für das, was passiert. Aber die Familie: Ja, ich bin nur noch wegen meiner Kinder da. Sie sind der einzige Grund, der mich hier hält.

Sie haben sechs Kinder und sechzehn Enkel. Ist darunter auch ein Fotograf oder eine Fotografin?

Nein. Auch wenn ein paar von ihnen Kunst studiert haben. Aber Fotograf ist keiner. Der Beruf des Fotografen hat sich ausserdem erledigt. Es braucht ihn nicht mehr. Alle fotografieren, es ist ein allgemeines Kommunikationsmittel geworden, wie das Reden. Die Leute fotografieren, was sie essen, was sie kaufen, wo sie schlafen und mit wem sie schlafen. Alles wird dokumentiert und mit allen geteilt.

Und das finden Sie…

…natürlich grauenhaft. Man fotografiert nicht mehr, um ein gutes Bild zu machen, mit dem man etwas Wesentliches mitteilt.

In der Kunst gibt es grossartige Fotografinnen und Fotografen.

Man kann die Fotografie nicht mit der Kunst vergleichen! Fotografie ist Fotografie. Das heisst nicht, dass sie weniger wichtig wäre. Aber ein Fotograf wendet nicht irgendeine formale Ästhetik auf seine Bilder an wie ein Maler. Mich interessiert die Fotografie nicht als Objekt zum Anschauen, sie interessiert mich nur als Kommunikationsmittel. Um zu verstehen, was passiert.

Es fällt mir schwer, Ihnen das zu glauben. Sie haben selbst eine klare fotografische Ästhetik verfolgt, vor allem in ihrer Benetton-Kampagne, mit den krassen Farben und Motiven vor strahlend weissem Hintergrund.

Wenn man etwas mitteilen will, muss man wissen, wie. Aber die Ästhetik ist kein Selbstzweck, man wendet sie an, damit sie sich nützlich macht. So wie jemand, der sehr gut schreibt, etwas klarer und besser zum Ausdruck bringen kann als jemand, der nicht gut schreibt.

Ihr Vater war Fotograf für den «Corriere della Sera». Einmal hat er Mussolini fotografiert, als dieser am Strand die Hosen runterliess und urinierte. Was haben Sie von Ihrem Vater gelernt?

Ich habe, was die Fotografie angeht, eigentlich nichts von meinem Vater gelernt. Auch sonst habe ich nicht viel von ihm erfahren. Obwohl er so viel herumkam, bei so vielen bedeutenden

Ereignissen dabei war, hat er, wenn überhaupt, nur ironisch von seiner Arbeit und dem Faschismus geredet. Aber die Geschichte mit Mussolini ging noch weiter. Denn mein Vater hat das Bild nach England geschleust, wo es in einer Zeitung erschien. Mein Vater wurde daraufhin nach Rom zum «Duce» zitiert. Er hatte schreckliche Angst. Mussolini liess ihn zappeln, fragte ihn, ob das sein Foto sei, obwohl er es ja genau wusste. Mein Vater wand sich, aber dann sagte Mussolini, dass das ein ganz grossartiges Foto sei, weil es ihn in einer so männlichen Pose zeige.

Dass Ihr Vater das Bild den Alliierten zuspielte, war todesmutig. Noch mutiger als Sie selbst, als Sie für Benetton das Bild eines sterbenden Aidskranken plakatierten.

Ich weiss, worauf Sie hinauswollen. Aber nein. Sein Bild hat ja nichts verändert. Im Gegenteil. Die Faschisten wussten, dass mein Vater Bilder ins Ausland verkaufte, welche die faschistische Elite in ihrer Absurdität und Exzentrik zeigten. Das war ihnen auch ganz recht. So wie Trump, der sich über seinen Mugshot freut. Italien, damals ein unbedeutendes Land, war unheimlich stolz auf den Faschismus, das darf man nicht vergessen. Es war die wahrscheinlich grösste, natürlich auch die schrecklichste Erfindung, die das Land seit langem gemacht hatte. Und noch nie zuvor ist es passiert, dass fünfzig Millionen Menschen von einer Nacht auf die andere von Kommunisten zu Faschisten wurden. Das haben nur die Italiener fertiggebracht. Es war dumm, aber in gewisser Weise finde ich es auch fantastisch.

Was ist daran fantastisch?

Dass es eine unglaubliche Kommunikationsleistung war. Die perfekte Propaganda. Das haben selbst die Deutschen nicht so schnell und gründlich hinbekommen. Und kein anderes Land hätte sich eine solche Charakterlosigkeit auch so schnell verziehen. In Italien aber – kein Problem. Und eine Postfaschistin wird Ministerpräsidentin.

Reden wir über Zürich. 1961, da waren Sie neunzehn Jahre alt, kamen Sie an die Kunstgewerbeschule, um zu studieren. Wie war es, als Sie hier ankamen?

Das ist über sechzig Jahre her. Ehrlich gesagt erkenne ich die Stadt kaum wieder. Es wurde so viel gebaut. Aber ich weiss noch, dass die Stadt damals ein Ereignis für mich war, unglaublich

interessant, im Vergleich zum provinziellen Mailand, aus dem ich kam. Zürich war eine Stadt der Kontraste, mit lauter Extremen. Und es gab schon überall Männer mit langen Haaren.

Dass ein Italiener Mailand im Vergleich zu Zürich als provinziell beschreibt, kommt selten vor. Was waren denn die Kontraste?

Auf der einen Seite hatten sich hier zuvor die Faschisten gesammelt und ein paar Hundert Meter weiter die Kommunisten. Hier waren die Dadaisten und da die Nazis. Zürich hatte eine grosse Offenheit und Toleranz, und es hatte eine der besten, vielleicht die beste Kunstschule weit und breit. Ausserdem herrschte eine grosse Aufgeräumtheit, Ordentlichkeit, Klarheit, das ist bis heute so. Schweizer Architektur halte ich für die beste der Welt.

Hatten Sie Schweizer Freunde?

Oh ja, einige. Einer war HR Giger. Ich besuchte die Fotoklasse, er die Klasse Innenausbau. Er war damals schon besessen davon, eine Stadt der Aliens zu bauen. Er war selbst ein bisschen wie seine Figuren, als käme er vom Mars. Er hatte einen grandiosen Humor, aber er lachte absolut nie. Wir waren gute Freunde, und ich habe noch Bilder von seinen frühen Alien-Entwürfen. Er dachte, dass er in einer anderen Welt leben könnte, indem er sich diese Welt selbst zeichnet und baut. Solche exzentrischen Menschen habe ich eigentlich nur in der Schweiz kennen gelernt. Sie haben sich immer unter Wert verkauft, wurden nie richtig gewürdigt, scheinen sich damit aber ganz wohlgefühlt zu haben.

Wann haben Sie gemerkt, dass Sie eine besondere Gabe haben, dass Sie Grosses erreichen können?

Den Moment hat es nie gegeben. Im Gegenteil, ich habe mich immer gefragt, was ich eigentlich mache. Als ich 1965 mit der Ausbildung fertig war, wusste ich nur, dass der Fotojournalismus à la Cartier-Bresson am Ende war. Er und all die anderen sind grossartig, aber ihre Zeiten waren vorbei. Wenn ich mir Ausstellungen von Fotoreportagen ansah, musste ich manchmal lachen. Denn um mich herum waren Krieg und all die grossen und schlimmen und schönen Sachen, die passierten,

und dann sehe ich da Bilder mit drei Ziegen, das war so lächerlich. Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich zeigen will, was auf der Welt passiert, das, was neu und gegenwärtig ist.

Wollten Sie die Welt nur zeigen oder auch verändern?

Es ging schon darum, sich nicht zufriedenzugeben mit dem, was ist. Aber auch die Möglichkeiten der Fotografie auszuschöpfen. Vorher war ja alles Fake News. Die ganze bildende Kunst, die grossen Erzählungen, die Bibel – alles ausgedacht. Erst seitdem es die Fotografie gibt, kennen wir die menschliche Tragödie: die Schoah, die Kriege, die Vielfalt der Welt. Früher kannte auch niemand die Vorfahren, weil es keine Bilder gab. Eine Gesellschaft ohne Fotos ist primitiv. Die Fotografie dagegen ist realer als die Realität. Die Fotografie ist das wichtigste Bild der Wirklichkeit.

Haben Sie sich all diese Gedanken über die Fotografie auch in den Siebzigern und Achtzigern gemacht, als Sie als Modefotograf um die Welt jetteten und immer Party war?

Ja. Vielleicht auch, weil die Fotografie durch meinen Vater und meine Schwester Marirosa, eine der ersten und wichtigsten Fotografinnen des neuen Mailänder Designs, schon immer ein Thema war. Ich wollte das Neue, das, was die Leute bewegt, aber auf eine Weise, in der sie es noch nie gesehen hatten. Ich glaube, es muss einem als Künstler immer zuerst peinlich sein, was man tut. Man muss sich fragen: Spinne ich? Kann man das machen? Geht das? Im Grunde ist das die Kreativität: Du traust dich, dich selbst, deine Ideen zur Diskussion zu stellen. Es geht dabei nicht um schön oder nicht schön, es geht darum, etwas zu machen, was noch niemand zuvor gemacht hat.

Können Sie sich an Situationen erinnern, als Sie Angst hatten vor einer Idee? Als Sie Jeanswerbung mit einem Bibelspruch machten oder als Sie zum Tode Verurteilte in amerikanischen Gefängnissen für die Werbung porträtierten?

Nein, Angst ist es nicht. Aber ich hatte oft viele gegen mich und musste ihre Vorwürfe ertragen, ich sei rassistisch, mir fehle die Menschlichkeit. Ich habe so viele wütende Briefe bekommen. Nach jedem Plakat kam es mit voller Wucht.

Kritik hilft aber auch, wach zu bleiben, sich zu hinterfragen.

Heute sehe ich das auch so. Aber damals, mittendrin, war das ein Hindernis. Ich war überzeugt davon, dass ich das machen musste, was mich interessiert. Aber wie genau ich das mache, ob es genau so richtig ist – keine Ahnung. Gerichte in Deutschland haben meine Bilder verboten. Ich wusste überhaupt nicht mehr, was richtig und falsch, was wahr und unwahr ist. Wenn ich das heute analysiere, sehe ich viel klarer, aber damals stand ich einfach oft knietief in der Scheisse.

Welche Kritiken haben Sie besonders getroffen?

Dass meine Bilder inhuman und asozial sind. Dass ich Krankheit und Tod instrumentalisiere, um Pullover zu verkaufen.

Und?

Ich habe gezeigt, was ist. Ich habe die Themen besetzt, die die Leute wirklich interessieren. Ich fragte Luciano Benetton: Was, glaubst du, ist einem jungen Menschen wichtiger: ein Poloshirt oder Aids? Eine Jacke oder Rassismus? Es waren rhetorische Fragen. Und es war richtig, was wir getan haben. Ich habe ja nie Pullover verkauft. Dafür muss man nicht das zeigen, was ich fotografiert habe. Da kann man Bilder von glücklichen Menschen machen, und alles ist gut.

Aber Ihre Arbeit war doch gerade der Beweis dafür, dass man mit Unglück und Ungerechtigkeit sehr wohl Pullover verkaufen kann.

Ja, aber das wussten wir vorher nicht. Mir ging es um die grossen Themen der Zeit, und mit den Plakatwänden, den Magazinseiten, den Billboards hatte ich die Möglichkeit, ein riesiges Publikum zu erreichen und aufzuwecken. Die Kleidung, die Marke, das war mir völlig egal. Es ging mir um Migration, Integration, die Umweltzerstörung und auch um das Ideal einer friedlichen Welt ohne Grenzen und Rassenunterschiede. Ich habe nichts davon erreicht oder gelöst. Aber zeigen, was ist, das wollte ich, das Schreckliche und auch das Schöne. Auch aus egoistischen Motiven. Ich will in einer Gesellschaft leben, die offen ist, die die anderen nicht verachtet.

Heute ist Ihr Ansatz ja der Mainstream. Dass man Moral mit Markt verbindet, das ist, ob Sie es wollten oder nicht, auch Ihre Erfindung. Dass man auf der richtigen Seite der Menschheit steht, wenn man bestimmte Produkte kauft.

Ich weiss, und ich leide darunter. Denn eigentlich wollte ich ja etwas ganz Banales: zeigen, was passiert auf der Welt. Weil das viel interessanter und lehrreicher ist als Models und Hosen.

Wie war eigentlich das Verhältnis zwischen Luciano Benetton und Ihnen? War es Freundschaft, eine Arbeitsbeziehung?

Wir waren und sind enge Gefährten. Er hat mich immer verteidigt. Meine grössten Gegner waren die Benetton-Manager. Immer hiess es: Das geht nicht, mach es nicht so, sondern so. Ganz am Anfang unserer Zusammenarbeit hat mir Luciano gesagt: Du darfst auf keinen Fall auf das hören, was dir die anderen sagen. Du musst tun, was du für richtig und gut hältst, sonst wird es nur mittelmässig. Er ist ein wirklich besonderer Mensch. Irgendwie exzentrisch, aber auch sehr still und reserviert. Er hat mir nie irgendein Kompliment gemacht.

Haben Sie sich von ihm auch ausgenutzt gefühlt? Er hat dank Ihnen Millionen verdient, und auch wenn er Sie gut bezahlte, so war das doch eine vergleichsweise günstige Kampagne für ihn. Und als er fürchtete, wegen Ihrer Bilder Geld zu verlieren, mussten Sie den Hut nehmen.

Es stimmt nicht, dass ich entlassen wurde, wir haben uns da einvernehmlich getrennt, und es hat unser Verhältnis nicht belastet. Aber was Ihre Frage angeht: Ich sehe das völlig anders. Michelangelo – nicht, dass ich mich mit ihm vergleichen wollte – hat sich auch nicht über Papst Julius II. aufgeregt, weil er ihm in der Sixtinischen Kapelle für relativ wenig Geld eines der grössten Werke der Kunstgeschichte geliefert hat. Luciano war für mich ein Glück.

Und Sie haben Menschen getroffen, die Sie sonst nicht kennen gelernt hätten. Fidel Castro zum Beispiel.

Castro hat uns eingeladen, weil Luciano trotz der internationalen Sanktionen sechs Geschäfte in Kuba eröffnete. Ich weiss gar nicht wirklich, warum. Sicherlich weil er gerne das Gegenteil von

dem machte, was alle anderen tun. Aber natürlich war er in erster Linie ein Geschäftsmann und sah darin auch eine Möglichkeit, Werbung zu machen. Wir sind dann in Lucianos Privatjet nach Kuba geflogen, und ich habe Castro als Gastgeschenk ein Mountainbike mitgebracht.

Ein Mountainbike?

Ja, ich sagte ihm, damit kann er in die Berge fahren und die Revolution auch dorthin tragen. Den Witz hat er, glaube ich, nicht verstanden. Ich wusste nicht recht, wie ich mich ihm gegenüber verhalten soll. Er war ein brutaler Diktator. Aber er hatte unglaubliches Charisma. Ich bin, mit Ausnahme von Muhammad Ali vielleicht, keinem Menschen mit einer solchen Ausstrahlung und Präsenz begegnet. Jemand, dem man, wenn man vor ihm steht, alles vergibt.

Sie waren umgeben von Stars, teilweise mit ihnen befreundet. Mit Andy Warhol, mit Patti Smith, mit Tom Waits. Und auch Trump sind Sie begegnet. Wie kam es dazu?

Benetton hatte sich in der Formel 1 engagiert, und Flavio Briatore, der Manager seines Rennstalls, hatte die Idee einer Formel-1-Strecke, die durch Manhattan führt. Um das zu besprechen, bin ich mit den beiden nach New York gefahren. Wir trafen mit Ed Koch zusammen, dem Bürgermeister. Und auch Trump sass mit am Tisch.

Und, was war Ihr Eindruck?

Er war ein Vollidiot. Alles, was er sagte, aber auch, wie er sich gab, war geschmacklos. Benetton sagte: Der Arme. Reich geboren, aber dumm. Er hatte immer eine Abneigung gegen Menschen, die im Reichtum aufgewachsen sind.

Weil er sein Imperium von ganz unten aufgebaut hat?

Er hatte keinen Vater. Mit zehn verkaufte er Zeitungen, seine Mutter war Zimmermädchen. Die Familie war wirklich arm, er hatte als Kind immer Hunger. Orangen ass er mit der Schale. Bis heute lebt er sehr frugal, verschwendet nichts. Einmal habe ich ihn nach Venedig begleitet, da bekam er einen Ehrendoktor. Und er sagte mir: Verrückt, dass ich den kriege, ich habe nicht einmal die

Primarschule abgeschlossen. Ich habe grossen Respekt vor ihm, er ist für mich wie ein grosser Bruder.

Reden Sie mit ihm über Ihre Krankheit?

Oft. Er hat sich darüber informiert und weiss gut Bescheid. Als ich ihm sagte, dass ich eine seltene Krankheit habe, antwortete er: Aber Oliviero, du bist doch schon mit einer seltenen Krankheit zur Welt gekommen.

Vor Ihrer Begegnung mit Benetton machte Ihnen Silvio Berlusconi ein kurioses Angebot: Sie sollten künstlerischer Direktor seiner Fernsehsender werden, mit Umberto Eco als Programmdirektor. Wieso haben Sie das Angebot ausgeschlagen?

Weil ich wusste, dass ich nicht freie Hand haben würde. Natürlich hat es mich gereizt. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, mit einem so unsympathischen Menschen zusammenzuarbeiten. Ich kannte ihn schon seit vielen Jahren, als er noch ein Nobody war. Wenn ich mit Freunden in Mailand im Restaurant sass, dann schlich er sich dazu, grinste und fragte, wer hier im Lokal die wichtigen und reichen Leute seien. Nein, ich konnte immer nur für Leute arbeiten, die ich mochte und respektierte. Berlusconi war genauso primitiv wie Trump. Und beide haben Schreckliches in ihrem Land angerichtet.

Gibt es ein Projekt, das Sie gerne noch umgesetzt hätten?

Ich wollte unbedingt eine Kampagne für den Frieden machen. Er ist das ultimative Ziel der Menschheit, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass sie das auch hinbekommt. Aber niemand weiss, wie der Frieden aussieht, welche Bilder man für ihn findet. Das wäre die Herausforderung gewesen. Den Krieg, die Gewalt zu fotografieren, ist leicht. Aber der Frieden ist unfotografierbar. Ich hätte es gerne probiert.